

Hohe Synode,

dass ich heute hier stehen darf, ehrt mich sehr. Und ich freue mich darüber, dass Sie mir dieses Amt anvertraut haben. Ich sage von Herzen „**Danke!**“ für den sehr herzlichen und liebevollen Empfang. Ich habe meinen Dienst am 1. Juli begonnen. Zu Anfang der Sommerferien war das erst einmal ein relativ ruhiger Start; viele waren weg; so hatte ich Zeit zum Ankommen, mich einzuarbeiten, hineinzudenken, Menschen kennenzulernen, und ich hatte auch Zeit, mich einzufinden in meinem neuen Lebensumfeld und in die neuen Aufgaben. Wir sind alle da. Meine Frau Andrea und die beiden Mädchen Charlotte und Friederike. Sehr persönlich möchte ich Martina Espelöer danken, die mir eine sehr geordnete und vollständige Übergabe ermöglicht hat. Die Kommunikation war und ist von großem Vertrauen und hoher Loyalität geprägt. In diesen Dank schließe ich den gesamten KSV ausdrücklich ein. Das gilt im Grunde für alle anderen Ebenen auch: für die Verwaltung, die synodalen Dienste und die Gemeinden. Sie alle haben mir den Start leicht gemacht, gleichwohl dann doch sehr schnell sehr schwierige Aufgaben auf mich gewartet haben. Der KSV ist mir mit einem hohen Maß an Vorschuss-Vertrauen und Offenheit begegnet. Ich erlebe unsere Zusammenarbeit als respekt- und vertrauensvoll. Vielen Dank dafür.

Ich stehe heute hier - dankbar und mit Freude im Herzen, aber auch mit Demut. Denn die Aufgaben, die nun vor uns liegen und sich zuweilen riesenhaft auftürmen, sind ziemlich komplex. Das gilt für uns als Gesellschaft insgesamt. Für unsere Kirche gilt es sowieso. Und für unseren Kirchenkreis gilt das auch. Man könnte meinen, der Abstieg des Christentums in die absolute Bedeutungslosigkeit ist unaufhaltsam. Es gibt viel Anlass zur Sorge, vielleicht sogar viel Grund, pessimistisch zu sein und resigniert: Mitgliederschwund – im Kirchenkreis Iserlohn derzeit überdurchschnittlich hoch bei 4% – , rasanter Abstieg des institutionalisierten Christentums. Ein Kollege hat im Rahmen einer regionalen Konventsrunde seine Enttäuschung ausgedrückt: „**Wir sind längst im finsternen Tal angekommen.**“ Und damit indirekt die Frage gestellt: Gibt es einen Ausweg oder ist das hier das Ende?! Wir erleben diese Finsternis an vielen Stellen auch in unserem Kirchenkreis: Wir verlieren an gesellschaftlicher Kraft. Wir erleben einen erosionsartigen Niedergang und die Entkirchlichung ganzer Generationen. Alle Studien und Zahlen scheinen diesen Trend zu bestätigen.

Öffnen wir die Kirche und schauen nach innen, wird das Bild nicht heller, das Gemüt nicht unbedingt fröhlicher. Im Gegenteil. Kaum ein Haushalt ist noch askömmlich. Uns fehlen Fachkräfte überall. In der Verwaltung. In den Kindertagesstätten. In der OGS. Die landeskirchlichen Vorgaben für die Bemessung von Pfarr- und Personalstellen im pastoralen Dienst vor Ort, auf die wir uns vorbereiten müssen, verlangen uns viel Veränderung ab und muten unseren Gemeinden extrem viel Beweglichkeit zu. Wir sitzen fest im Tal der Tränen.

Ganz ehrlich?! Ich habe keine Lust, da zu bleiben! Ich mag das Lied vom Tod der Kirche nicht anstimmen. Ich glaube nicht an die Finsternis! Christus ist das Licht der Welt. Punkt. Daran glaube ich. Wenn die Lichter ausgehen, werden wir Kerzen entzünden und darauf vertrauen: Christus kommt. Es wird Advent, Weihnachten. Und in der Dunkelheit der Grabeshöhle strahlt der Morgenglanz der Ewigkeit auf. Aus dieser Hoffnung heraus und auf dieses Ziel hin gestalten wir Kirche und unsere Gesellschaft.

Die Wahrheit ist: Unser Glaube ist zutiefst relevant. Für diese Welt, für die Menschen. Und wenn **wir** aufhören, daran zu glauben, dann werden die Menschen es auch nicht tun. Besinnen wir uns darauf, was uns trägt! Und bezeugen es in dieser Welt. Nicht überheblich und abgehoben, aber klar und deutlich.

Verehrte Synodale, die Versuchung ist groß, dass wir uns als Kirche heute und in diesen Zeiten nur mit uns selbst beschäftigen und damit auch ausgelastet sind. Dieser Versuchung möchte ich widerstehen – heute, vor dem 9. November. Ein historischer Tag morgen – historisch auch in seiner Ambivalenz.

Wir können, wollen und dürfen nie vergessen, was in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 in unserem Land geschehen und in seiner weiteren Entwicklung daraus geworden ist. Die Reichspogromnacht war ein Wendepunkt in der Geschichte. Ein beschämender und unversöhnlicher Tiefpunkt. Menschenverachtende Grausamkeit, für die mir Worte fehlen, unsagbares Leid. So viel Tod und Verwüstung. Aus dieser Verantwortung können weder wir Heutigen noch unsere Zukünftigen je entlassen werden. Die Verantwortung für eine Zukunft, die die Würde jedes Menschen achtet und schützt, ist in unsere Hände gelegt, und wir dürfen sie – gerade jetzt, in einer weltpolitischen Lage maximaler Ungewissheiten und in einer Phase, in der wir die Fragilität und Vulnerabilität demokratischer Grundprinzipien erleben müssen – nicht aus unseren Händen geben. Wir dürfen sie unter keinen Umständen den Extremisten und ihren Sympathisanten in die Hände fallen lassen. Wir sind jetzt gefragt – als Christenmenschen, als Kirchen, als Staatsbürger\*innen, diese Würde und die Verantwortung, die uns Gott in die Hände gelegt hat, zu wahren und zu schützen, um sie unversehrt den nachfolgenden Generationen übergeben zu können.

Nie wieder! Darf sich das wiederholen, woran uns der 9. November erinnert. Noch nicht einmal ansatzweise. Die Wirklichkeit sieht jedoch anders aus. Die geopolitische Sicherheitsarchitektur der westlichen Welt und im Grunde auch unsere demokratische Grundstruktur sind seit Mittwoch mindestens in Frage gestellt. Amerika hat einen Präsidenten zurück, den wir irrtümlicherweise längst als überwunden glaubten. Deutschland hat aktuell keine handlungsfähige Regierung mehr. Rechtspopulisten reiben sich die Hände und wittern eine weitere Chance, noch stärker zu werden. Währenddessen bröckelt die Brandmauer.

Wir als Kirche Jesu sind gefragt, öffentlich und politisch, für die Unantastbarkeit der von Gott verliehenen Würde jedes einzelnen Menschen mutig und entschieden einzustehen – gegen Hass und Hetze. Gegen rechte Parolen und vermeintlich einfache Lösungen. Zivilcourage und Menschlichkeit sind um Gottes willen unser Thema. Frieden und Gerechtigkeit, Versöhnung und Güte sind Werte, die wir zurück ins Bewusstsein der Menschen heben und ihnen in ihre Herzen sprechen müssen. Wir sind relevant. Schweigsame Tatenlosigkeit ist zu dieser Zeit keine Option.

Der 9. November 1938. Finsternis, deren Schatten die Gegenwart überziehen. Aber auch das gehört zu unserer Geschichte. Der 9. November 1989. „Mit allem haben wir gerechnet, nur nicht mit Kerzen und Gebeten“, sagte der SED-Funktionär Horst Sindermann. Die Mauer fiel. Menschen haben sich friedlich vereinigt. Auf der Mauer haben sie getanzt und Freudentränen vergossen. Kerzen und Gebete – wir sollten sie nicht gering achten. Wunderbares geschieht.

Lasst uns in allem Wandel und in allen Herausforderungen, die diese Gesellschaft uns auferlegen, das bleiben, wozu wir ins Dasein gerufen worden sind – als creatura verbi, wie die Reformatoren einst gesagt haben: Als Kirche sind wir Botschafterin der Zuversicht. Gerade im unübersichtlichen Krisen-Horizont braucht die Welt uns als Ressource der Hoffnung, um nicht inmitten aller Bedrängnisse zu verzagen. Unser Platz ist mit der Stimme des Evangeliums an der Seite einer verängstigten und zutiefst verunsicherten Menschheit.

Welch geheimnisvolle Kraft liegt in jenen alten Hoffnungsworten des 23. Psalms:

„Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, ...  
fürchte ich kein Unglück; denn DU bist bei mir,  
DEIN Stecken und Stab trösten mich.“

Wir kommen aber auch nicht daran vorbei, realistisch und ehrlich auf das zu schauen, was wir als Institution und Organisation tun und lassen müssen, um zukunftsfest zu bleiben. Wir werden den Wandel, aus dem Kirche herkommt und auf den sie zugeht (ecclesia semper reformanda) nicht aufhalten. Wenn wir in dieser Welt und im Wandel bestehen wollen, müssen wir mutig **kreativ** sein, dann brauchen wir gute Ideen, mit denen sich Gutes bewirken lässt.

Ich habe vor einiger Zeit eine Geschichte entdeckt in der Wochenzeitung DIE ZEIT – es war einer jener einsamen und sehr deprimierenden Corona-Winter. Die Geschichte handelt von einem Menschen, der Räuchermännchen baut. Ich finde es wahnsinnig spannend, in solche Lebenswelten einzutauchen. Ich liebe Geschichten von Menschen. Elf Monate lang produziert er Räuchermännchen, um sie dann e auf Weihnachtsmärkten zu verkaufen. Der macht beinahe seinen ganzen Jahresumsatz auf Weihnachtsmärkten. Erinnern Sie noch die Herausforderung? Zu Corona gab es zwei Jahre lang keine Weihnachtsmärkte. Einige gingen pleite, waren insolvent. Darauf hatte er keine Lust. Also hat er sich gesagt: Ich muss mir was einfallen lassen. Und dann hat er sich überlegt: Ja, dann verkaufe ich Räuchermännchen online.

Jetzt gibt es zwei Probleme. Problem Nummer 1: Kein Mensch kauft Räuchermännchen online. Denn wie läuft das? Du gehst auf so einen Weihnachtsmarkt und ballerst dir vier Glühwein rein und zwei Eierpunsch – und plötzlich findest du Räuchermännchen attraktiv.

Aber mal ehrlich: Zu Hause trinkst du keinen Glühwein und kein normaler Mensch trinkt zu Hause Eierpunsch, allein! Also musste er Räuchermännchen bauen, die so attraktiv sind, dass es auch ohne Glühwein und Eierpunsch geht. Und es musste drüber gesprochen werden. Er hatte ja kein Geld für Marketing. Also hat er sich was überlegt. Er hat ein Christian Drostens-Räuchermännchen gebaut und einen Karl Lauterbach, der auch qualmt. Plötzlich haben die regionalen Zeitungen darüber berichtet, dann die überregionalen. Plötzlich kam das ins Fernsehen, ins Radio. Und alle wollten ein Christian-Drostens-Räuchermännchen kaufen. Das Ding ist explodiert.

Diese – zugegeben fast schon nostalgische Geschichte – ist für mich ein Symbol, eine Art modernes Gleichnis geworden, wie wir als Kirche mit unseren eigenen Herausforderungen umgehen könnten: Die Realität annehmen und sie doch mit experimenteller und kreativer Kraft überwinden.

Ich erlebe es als absolut ermutigend, welche „Haltungen“ mir bisher im Kirchenkreis begegnet sind. Ein paar Beispiele für **Zukunfts-Haltungen**: Ein noch junges Team hat formuliert: „Ja, es ist schwer gerade: Aber wir wollen das schaffen!“ Da klingt zuversichtliche Entschlossenheit mit. Nüchterne Ehrlichkeit und zugleich kämpferische Trotzigkeit. Wir trotzen dem Geist der Verzagtheit, weil wir daran glauben, dass wir es schaffen können. Vielleicht sogar, dass Gott es mit uns schaffen will. Ein anderes, sehr erfahrenes Team hat gesagt: „Wir gestalten jetzt Kirche für die, die nach uns kommen. Damit noch was da ist von Kirche, wenn wir nicht mehr da sind. Wir machen das nicht für uns, sondern für die, die morgen auch noch Kirche brauchen werden.“ Großartig, wenn wir es schaffen, von uns selbst abzusehen und die vor Augen zu haben, die noch kommen werden. Nicht nur die Nächsten sehen, sondern auch die Übernächsten.

Ich mag diesen Gedanken deshalb, weil ich selbst als junger Mensch in der Kirche mein Zuhause finden durfte. Und meine beiden Töchter haben auch Zugang gefunden. Und suchen ihn jetzt wieder von sich aus in ihrer neuen Heimat. Und manchmal denke ich: Meine eigene biographische Erinnerung und Erfahrung ist Verpflichtung, Verantwortung heute dafür zu übernehmen, dass auch morgen und übermorgen junge Menschen noch lebendige Kirche vorfinden können. Vielleicht ist das eine Perspektive, die hilft und zurechtrückt, was wir derzeit wagen oder besser nicht tun sollten.

Zur Ehrlichkeit gehört aber auch: Die Belastung ist enorm. Für die, die diesen Wandel nun gestalten wollen und müssen. Der Druck ist groß. Kräfte sind begrenzt. Es gibt individuelle Belastungsgrenzen. Das melden Presbyter\*innen zurück und Hauptamtliche auch. Wir dürfen nicht zulassen, dass wir pausenlos über unsere Kräfte und Möglichkeiten wirtschaften. Ich sage das bewusst in dieser Doppeldeutigkeit. Die Zukunfts-Gestalt unserer Kirche hängt auch an diesem Balanceakt. Die äußeren Rahmenbedingungen und der Finanzrahmen müssen mit unseren personellen Ressourcen synchronisiert werden.

Aber! Noch ein ABER: Eine Kollegin hat gesagt: „Ich bin Pfarrerin geworden aus echtem Interesse für die Menschen. Und das trägt meinen Dienst. Immer noch. Ich weiß um den Veränderungsdruck und dass wir das hinkriegen müssen. Aber ich habe Angst davor, dass das Echte nicht mehr möglich sein wird.“ Das hat mich tief getroffen. Bei allem, was wir planen, muss das die erste Frage sein: Wie können wir **echt Kirche bleiben!** Mit echten, realen und aufrichtigen Begegnungen. In Beziehungen glauben. Im Kontakt zuhören, Ansehen schenken, Schuld vergeben, Hoffnung wecken, Glauben teilen, Zweifel respektieren, das Böse überwinden und dem Frieden dienen. Nicht alles, was wir tun als Kirche, gehört in den öffentlichen Raum. Manches braucht gerade den Schutz des Privaten, des sehr Persönlichen.

Heute diskutieren wir Zahlen, hören Prognosen, betreiben Personalplanung, treiben strategische Management-Entscheidungen voran und finden in einen dynamischen Prozess hinein. Es ist halt Herbstsynode. Aber das alles ist ja kein Selbstzweck. Die Zahlen, Daten und Fakten sind wichtig. Ohne sie werden wir vor die Wand fahren, keine Frage. Aber sind nicht das einzige, das relevant ist, und vor allem nicht das erste, um das es geht. Es geht um Heil und Wohl der Menschen. Es geht um Segen und es geht um das Heilige. Es geht um Glauben. Es geht um Nächsten- und Übernächstenliebe. Es geht um das Überleben der Schöpfung. Es geht um die Hoffnung, dass wir aus dem Tal der Finsternis herausfinden auf die grünen Wiesen, zu den Auen, zum frischen Wasser. Dass wir Platz finden am Tisch, an dem Hirte und Hirtin für alle Platz geschaffen haben und dessen Beine sich biegen, weil er voll ist, gefüllt mit der Fülle all dessen, was wir brauchen zu einem angstfreien Leben im Shalom Gottes. Mit diesem Bild schließe ich meinen ersten Bericht und danke Ihnen, dass sie mir zugehört haben und vertraue auf einen inspirierenden Austausch.